

JINGLE Distanzbesuch – der Podcast über Solidarität in der Pandemie. Mit Nina Bundels und Janno Reincke.

Sprecherin: Nina Bundels

Herzlich Willkommen. Maske tragen zum Schutz der Älteren – höhere Infektionen in Kauf nehmen, damit Kinder wieder in die Schule gehen können. Konnten wir in der Pandemie so etwas wie eine „intergenerationelle Solidarität“ erleben? Wurde der Zusammenhalt der Generationen gestärkt? Oder wurden umgekehrt junge und alte Menschen in der Corona-Pandemie von Politik und Medien gegen einander ausgespielt? Um über diese Fragen zu sprechen, sind wir heute im Büro von Prof. Dr. Peter Dabrock. Er ist Professor für Ethik im Fachbereich Theologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Außerdem war er von 2016 bis 2020 Vorsitzender des Deutschen Ethikrates. Herr Prof. Dabrock, vielen Dank, dass Sie sich heute die Zeit für das Gespräch nehmen.

Peter Dabrock: Sehr gerne.

In den letzten Folgen haben wir viel über den Begriff Solidarität gesprochen. Und heute wollen wir den Fokus auf intergenerationelle Solidarität setzen. Also Solidarität mit und zwischen Generationen. Die war nämlich in der Pandemie besonders gefragt. Denn zu Beginn wurde vor allem an junge Menschen appelliert, gegenüber den alten Menschen solidarisch zu sein. „Schützt die Alten, bleibt zu Hause für eure Großeltern“, waren da Sätze, die gefallen sind. Später hat sich das zum Teil auch umgedreht, da wurde dann auch Solidarität gegenüber den Jungen gefordert, die sich in der Pandemie lange zurücknehmen mussten. Wir wollen heute darüber sprechen, was die Einschränkungen während der Pandemie für junge und alte Menschen bedeutet haben. Ging es da für sie wirklich um Solidarität, oder waren sie den politischen Entscheidungen einfach ausgeliefert? Und wir diskutieren auch darüber, welche Bedürfnisse junger und alter Menschen möglicherweise vergessen wurden und was das auch langfristig für Auswirkungen haben könnte.

Aber zu Beginn starten wir erstmal wieder mit unseren solidarischen 3 Minuten.

JINGLE Die solidarischen drei Minuten

Herr Dabrock, wann haben Sie denn zuletzt Solidarität erlebt?

Peter Dabrock: Ich glaube, als in der Schule eines meiner Kinder ein Kind benachteiligt wurde aus Sicht der anderen Kinder und die anderen Kinder diesem Kind zu Hilfe gekommen sind mit diversen Aktionen. Und das fand ich, war ein Ausdruck von Solidarität.

Was bedeutet Solidarität denn für Sie ganz persönlich?

Peter Dabrock: Ich glaube, wenn wir nochmal das Beispiel mit den Kindern aufgreifen, dann sieht man, es sind drei Komponenten, die zusammenkommen: Man will jemandem helfen, man will aber nicht ihm einfach nur, weil er Mensch ist, helfen, sondern weil er Ähnlichkeiten in einer relevanten Hinsicht hat. Also in diesem Beispiel, weil es eben auch ein Mitschüler ist. Und man fühlt sich mit demjenigen verbunden. In der Ethik unterscheiden wir Solidarität von anderen Großbegriffen, nämlich von Gerechtigkeit und von Fürsorge. Und Solidarität

kommt genau dazwischen zum Spielen. Also es ist ähnlich verpflichtend, aber nicht ganz so verpflichtend wie Gerechtigkeitsforderungen. Es reagiert auf Bindungen, wie bei der Fürsorge, bei der Liebe. Aber der Adressatenkreis von Solidarität ist in der Regel weiter. Ist also nicht ganz so auf eine Liebesbeziehung bezogen, wie das dann bei Fürsorge oder ausdrücklich dann bei Liebe der Fall ist. Und das macht die Chance, aber auch gleichzeitig die Zwitterstellung von Solidarität aus. Zwischen Verpflichtung und Motivation zu stehen zu kommen.

Wo brauchen wir denn mehr Solidarität?

Peter Dabrock: Ich glaube erstmal, wie haben viel Solidarität. Aber was wir auch haben, ist, dass es immer wieder Bestrebungen gibt, Solidarität, die gar nicht explizit zum Thema gemacht wird, aufzugreifen und zu unterminieren. In der Hinsicht würde ich sagen, wo brauchen wir mehr Solidarität? Ich stelle fest, dass wir doch auch in erheblich relevanten Teilen der Bevölkerung, oder auch denjenigen, die in den Medien das sagen haben, diese gelebte Solidarität in Frage gestellt wird. Also z.B. die Solidarität mit Älteren, mit Kranken, mit schwächeren Gruppen. Eine Solidarität unter einander, wenn es z.B. um Vereinsleben geht. Und da würde ich eben sagen, Solidarität und Gemeinwohl, das hängt sehr stark zusammen. Und wir müssen eigentlich viel mehr das feiern, was wir haben, anstatt zu sagen, wo wir noch mehr brauchen. Aber ich sehe natürlich auch ein paar Punkte, wo wir echt noch nachlegen müssen.

Gerade zu Beginn der Pandemie wurde ja oft zu gemeinsamer Solidarität aufgerufen. Und es war ja auch wichtig, weil wir überall sehr drastische Einschränkungen hinnehmen mussten. Und die waren ja auch nicht alle nur freiwillig, sondern oft verpflichtend. Dazu gehörten auch strenge Maßnahmen für Pflege- und Seniorenheime. Viele Menschen in den Heimen wurden eine Zeit lang regelrecht abgeschirmt von der Außenwelt und von ihren Angehörigen. Auch im späteren Verlauf und bis heute gibt es dort noch immer einige Maßnahmen, über die man diskutieren kann. Wir haben uns im Vorfeld dieses Gesprächs vor Ort ein Bild über die Situation in den Heimen gemacht, mit dem Vorsitzenden der Bundesorganisation deutscher Seniorenverbände und mit Menschen aus Senioreneinrichtungen gesprochen.

JINGLE Solidarität – Report

OT1: *Die Alten haben nicht so groß diskutiert, weil sie nicht so viele Informationen hatten. Ich hätte gerne ein richtiges Gespräch gehabt. Aber das hat es nie gegeben. Wir haben überhaupt kein Gesprächsangebot bekommen. Wir sind abgeschoben.*

erzählt uns eine Bewohnerin des Wohnstift Rathsberg in Erlangen – ein Pflege- und Seniorenheim. Wie die Menschen die Corona Pandemie in den Heimen erlebt haben, ist natürlich sehr unterschiedlich. Eine andere Bewohnerin berichtet:

OT2: *Es hat mich nicht so tangiert, muss ich sagen, weil ich ja niemanden habe, der mich so regelmäßig besuchen kann und dann habe ich mich damit abgefunden, es geht jetzt nicht anders. Und dann nimmt man das eben hin. Man hört genug von Krankheiten, dann will man das nicht noch zusätzlich hören.*

Wer viel mit Menschen in Pflegeheimen gesprochen hat, ist Ute Rokahr. Sie ist Seelsorgerin für ältere Menschen in Osterode, einem Ort in der Nähe von Göttingen:

OT3: *Insgesamt habe ich den Eindruck, dass Menschen, die den 2. Weltkrieg erlebt haben und die Nachkriegszeit, dass die Einschränkungen relativ gut akzeptieren konnten und gesagt haben, wir haben schon andere Dinge mitgemacht und überlebt und wir waren in Luftschutzkellern und dann werden wir auch mal eine Weile unsere Mahlzeiten in eigenen Zimmern einnehmen können.*

Wie die meisten Seniorenheime musste auch das Wohnstift Rathsberg viele Maßnahmen treffen. Maskenpflicht, Gruppenangebote und Freizeitprogramme streichen, Besuch einschränken, Abstand halten, Teststrategien entwickeln. Alles vorgegeben von der Politik. Die Bundesarbeitsgemeinschaft der Seniorenorganisationen hat sich während der Lockdowns an die Politiker gewandt. Hat aufmerksam auf die Situation in den Heimen gemacht, erklärt Vorsitzender Karl-Michael Griffig:

OT4: *Da war ein kritischer Punkt natürlich, dass plötzlich das Altersbild sehr stark in die alten Klischees gerutscht ist. Also alle Alten waren plötzlich alt und schwach und gefährdet. Wir haben das dann sehr kritisiert, dass in den Pflegeheimen dann oft diese Isolation war. Niemand durfte mehr raus und rein und was ganz schlimm war, ist, dass viele Menschen dann dort auch gestorben sind – ohne Menschen und ohne Kontakt zu haben.*

Auch etwas, das Markus Romir kritisiert. Er ist Pädagogischer Leiter im Wohnstift Rathsberg und findet: Die Bedürfnisse der alten Menschen in den Heimen hat die Politik kaum berücksichtigt:

OT5: *Es kamen immer neue Gesetzestexte. Da stand immer drin, dass es sehr wichtig ist die persönlichen Bedürfnisse der Leute und das psychische Wohlbefinden. Allerdings muss man sich immer an alle Regeln strikt halten.*

Ein Widerspruch. Und für die Mitarbeiter oft nicht leicht umzusetzen...

OT6: *Wir mussten immer sagen: "Fassen Sie ihre Mutter nicht an. Bleiben Sie auf Abstand." Was ja auch therapeutisch eigentlich vollkommen falsch ist. Normal sollten wir immer versuchen, auf Körperkontakt... die Hand geben. Gerade auch bei Leuten, die an Demenz erkrankt sind, um so eine Nähe herzustellen.*

Und manchmal ist diese Nähe vielleicht auch noch wichtiger, als es die ein oder andere Regel war.

JINGLE

Herr Dabrock, wir haben gerade gehört, einige unserer Interviewpartnerinnen und -partner waren unzufrieden mit der Situation in den Heimen. Sie haben sich mit den Maßnahmen in den Heimen und mit den Bedürfnissen der Menschen dort viel beschäftigt. Haben Sie da ein ähnliches Stimmungsbild wahrgenommen?

Peter Dabrock: Ich glaube, dass man so ganz generisch von der Pandemie gar nicht sprechen kann, sondern dass man auch die verschiedenen Phasen der Pandemie retrospektiv beurteilen muss. Ganz schwierig war die erste Phase. Da kannten wir uns ja noch überhaupt nicht aus. Da war das aus der unmittelbaren Not nachvollziehbar. Weil wir ja auch noch gar keinen Impfstoff beispielsweise hatten. Aber zu dem Zeitpunkt, wo wir besser wussten, wo die Infektionswege verlaufen und wir einen Impfstoff hatte, da war es natürlich möglich, an der Verhältnismäßigkeitschraube zu drehen. Und da ist dann auch das Verhältnis zwischen Lebensschutz in einer Einrichtung – wenn da einer krank wird, da hatten wir ja diese dramatischen Fälle, wo es wirklich zu dutzenden von Toten gekommen ist – hat es eine andere Dramatik als zu einem Zeitpunkt, wo man weiß, dass man erstens Personen impfen kann und damit auch die Weitergabe nicht in dem Sinne so superdramatisch ist. Und da kann man den Lebensschutz abwägen gegen Formen der Selbstbestimmung, des Fürsorgeerlebens, des Erlebens emotionaler Bindungen, also dass Angehörige kommen dürfen. Das musste sich im Laufe der Pandemie ändern und gerade in der jetzigen Phase finde ich beispielsweise die recht restriktiven Maßnahmen zum Maskenschutz in den Alten- und Pflegeheimen unverhältnismäßig.

Sie sind Professor für Ethik und schreiben regelmäßig Gastbeiträge in Zeitungen, z.B. für den Spiegel. In einem Artikel dort schreiben Sie – ich zitiere – “Anerkennung der Selbstbestimmung steht der Menschenwürde näher als Lebensschutz”. Sie habe es gerade schon angeschnitten: Was meinen Sie mit diesem Satz?

Peter Dabrock: Wenn ich Menschen in Pflegeheimen und Altenheimen dazu zwingen, dass sie gar nicht die Option haben, dass sie sagen, mir ist der Besuch von Angehörigen (mit dem Risiko, dass ich mich vielleicht anstecke) wichtiger als das nackte Überleben. Dann ist das aus meiner Sicht eine so paternalistische Entscheidung, die an die Grenze der Menschenwürde-Verletzung geht. Das sage ich aber in der Klammer, dass das für eine Situation gilt, in der wir wissen, dass der Lebens- und Gesundheitsschutz durch die vielen Impfungen und andere Hygienemaßnahmen recht gut durchgeführt werden kann. Das wäre etwas ganz Anderes als am Anfang der Pandemie, wo wir das noch nicht wussten. Aber wir haben eben einen doch ziemlich guten Impfschutz und dann muss tatsächlich diese Möglichkeit zur Selbstbestimmung, eben mich mit mir lieben Angehörigen zu treffen, nicht so massiv eingeschränkt werden wie eben durch eine dauerhafte Maskenpflicht.

Sie haben gerade die Jüngeren schon angesprochen. Sie sollten sich zu Beginn der Pandemie besonders solidarisch zeigen. Im Gegenzug wurde aber kaum über deren Bedürfnisse gesprochen wurde. Die junge Generation, die plötzlich keine sozialen Kontakte mehr treffen durfte, die plötzlich Schulunterricht von Zuhause hatte. Auch hier haben wir im Vorfeld Einblicke mit dem Mikrofon eingefangen und waren zu Besuch in der Eichendorffschule in Erlangen.

JINGLE Solidarität – Report

Ab dem 16. März 2020 hieß es für Schülerinnen und Schüler in ganz Deutschland: Die Schulen schließen, statt Präsenzunterricht gibt es erstmal Home-Schooling im sogenannten Distanzunterricht.

OT 1: *Aus Schülerinnensicht war natürlich erst einmal so eine gewisse Freude da, dass sie zu Hause bleiben konnten. Diese Freude, würde ich sagen, hat sich dann etwas ernüchtert, weil sie über die Zeit dann festgestellt haben, es ist nicht gut den ganzen Tag über Wochen und Monate am Rechner zu sitzen und die Sozialkontakte zu vermissen.*

erzählt Sabine Haettich, Lehrerin an der Eichendorffschule in Erlangen. Von der politischen Entscheidung, die Schulen zu schließen, war sie erstmal überrascht und überrumpelt. Denn auch für die Lehrerinnen und Lehrer hieß es von jetzt auf gleich: Online Unterricht - und den mussten sie auf die Schnelle umsetzen. Dafür fehlten aber häufig erstmal die nötigen technischen Voraussetzungen wie Laptops oder schnelles Internet. Oder die Fähigkeiten, damit umzugehen - sowohl in den Schulen, als auch zu Hause in den Familien. Eine schwierige Situation also für alle Beteiligten: LehrerInnen, Eltern und natürlich für die Kinder selbst.

OT 2: *Also das macht halt schon psychisch mit einem was, wenn man halt die ganze Zeit zu Hause gesessen hat, vor allem halt was noch ne Kontaktsperre gab und so, man konnte halt keine Freunde sehen und manche Familienmitglieder auch nicht und, ja und das belastet einen schon, weil man ist halt die ganze Zeit alleine.*

erzählt Meike, die an der Eichendorffschule die 10. Klasse besucht. Und auch Vanessa, eine Fünftklässlerin, erinnert sich nicht gerne an die Zeit des Home-Schoolings zurück:

OT3: *Ja, also wir haben telefoniert, alle Klassen, und wir haben halt nur ein Thema gemacht vom Unterricht, das andere war einfach nur basteln und irgendwas Anderes, das hat gar keinen Spaß gemacht.*

Kein Spaß beim Lernen, fehlender sozialer Umgang mit Gleichaltrigen und weniger Bewegung - für viele Kinder und Jugendliche war das auf Dauer eine große Belastung. Holger Hofmann, Geschäftsführer des Deutschen Kinderhilfswerks, warnt vor den potenziellen Folgen:

OT4: *50% der psychischen Krankheiten werden angelegt im Alter bis zu 14 Jahren, das heißt wer in diesem Alter dann von einer psychischen Belastung betroffen ist, ist stark gefährdet, diese sein ganzes Leben mit sich rumzutragen, [...]. Und deshalb ist es eben wichtig jetzt bei Kindern eben möglichst viele Gelegenheiten zu bieten für die Ausbildung sozialer Fähigkeiten, für die Bewältigung auch sozialer psychischer Krisen; es ist ja gar nicht so, dass jetzt alle Kinder gleich Depressionen entwickeln, aber wir haben sehr viele Kinder, die eben anmelden, dass sie sich nicht gut fühlen, dass sie auch Unterstützung brauchen und hier müsste viel mehr Aufmerksamkeit drauf gelenkt werden, schneller, direkter und konkreter diese Kinder und Jugendlichen zu unterstützen.*

Sorgen, die sowohl Eltern als auch LehrerInnen wie Sabine Haettich teilen. Und eine klare Kritik an die Politik, die die Situation der Kinder und Jugendlichen zu lange vernachlässigt habe. An der Eichendorffschule in Erlangen ist der Unterricht in Präsenz mittlerweile wieder Normalität. Trotz aller Probleme und Herausforderungen habe man in der Pandemie auch einiges dazugelernt, sagt Sabine Haettich - vor allem digital. Auf ihre SchülerInnen und wie diese die Pandemie insgesamt bewältigt haben, darauf sei sie vor allem sehr stolz.

OT 5: *Als ich sie dann wiedergetroffen hab, mit Masken dann, wir waren alle super super erleichtert, dass wir uns endlich mal wieder gegenüberstehen konnten und die Schüler waren so glücklich ..., aber sie haben gesagt, wir machen alles mit, Hauptsache wir sind wieder in der Schule. Das andere wollen wir nicht mehr.*

JINGLE

Herr Dabrock, hat man die Jugend in der Pandemie vergessen?

Peter Dabrock: Die Kinder und die Jugendlichen bis hin zu den Studierenden sind neben Menschen in Pflege- und Seniorenheimen die großen Verlierer der Pandemie. Und ich habe nochmal nachguckt: Tatsächlich am 8. April 2020 einen Beitrag im Tagesspiegel gehabt, dass Kinder und Jugendliche nicht nur ein Recht auf Zukunft haben, sondern auch ein Recht auf Gegenwart. Und dass viel stärker Kinder und Jugendliche in den Blick genommen werden müssen. Warum sage ich das? Weil ich tatsächlich den Eindruck hatte, es ist viel gesagt worden, es wurde auch zum Teil von wissenschaftlichen Stellen einfach nicht gehört. Die vulnerablen Gruppen in ihrer Vulnerabilität sind einfach nicht in den Blick gekommen. Und wenn wir dann nochmal bedenken, also als jemand, der definitiv die Lebensmitte hinter sich hat, sage ich auch: Die Kinder und Jugendlichen stehen am Anfang ihres Lebens. Was jetzt kommt, wird prägend sein für die vielen Jahrzehnte, die noch kommen. Gerade die mittlere Generation hätte viel stärker an die Kinder und Jugendlichen denken müssen, denn das sind dann diejenigen, die sie pflegen und die ihnen die Rente zahlen. Bei der Solidarität geht es immer darum, dass man den anderen etwas gibt, was man selbst sich so nicht geben kann. Also eine wenn man so will phasenversetzte Solidarität. Am Anfang haben die Kinder und Jugendlichen eine wahnsinns-Solidarität gegenüber den Älteren gezeigt. Im Umkehrschluss hätten eben tatsächlich die Älteren sagen können, wir verzichten auf manchen Biergarten oder Weihnachtsmarktbesuch, damit die Pandemie – auch gerade in der Welle vor einem Jahr – sich nicht noch weiter ausbreitet. Damit die endlich ihr Menschenrecht auf Bildung und Entwicklung der eigenen Persönlichkeit leben können. Da fand ich, nachdem Kinder und Jugendliche so lange so viel gegeben haben, das so schwach, wie die mittlere und ältere Generation dann den Jungen was zurückgegeben haben, dass ich verstehe, dass viele Jugendliche gesagt haben: Dank für nichts.

Das waren ja auch alles Regeln, die wir von der Politik haben. Welche Rolle spielt sie hierbei? Welche Fehler hat sie vielleicht auch gemacht?

Peter Dabrock: Politik kann natürlich auch Signale setzen für die Gesellschaft. Und dass es nie einen Schul- und Jugendgipfel gegeben hat – wie Autogipfel und ich weiß nicht was alles – aber ein Gipfel, in dem sich Bund und Länderpolitiker*innen im Kanzleramt treffen, sodass ein Signal gesendet wird, gab es nicht. Und das finde ich auch angesichts dessen, was sie auch über die Bedeutung von Kindern und Jugendlichen für die Gesellschaft gesagt haben, wirklich verheerend. Und das war das wirklich schlechte Signal. Eben das Ausbleiben eines Signales.

Diese Bereitschaft, solidarisch zu sein oder sei zu wollen, von den Kindern aber vielleicht auch von den Senior*innen, die auch nicht die Wahl hatten – kann man hier von intergenerationeller Solidarität sprechen?

Peter Dabrock: De facto haben wir intergenerationelle Solidarität gehabt. Das Beunruhigende – und ich zögere ein bisschen, das Wort zu bringen – und man könnte fast sagen, das Perverse besteht nun darin, dass ausgerechnet die vulnerablen Gruppen, also die Kinder und die Jugendlichen und die älteren Menschen, indem sie eben doch alles relativ klaglos hingenommen haben, vielleicht fehlten auch die Artikulationsmöglichkeiten, wie oft sie doch vor alternativlosen Entscheidungen gestellt worden sind. Also nicht zwischen ihrem Recht auf Gesundheitsschutz und ihrem Recht auf Selbstbestimmung überhaupt nicht entscheiden konnten. Die haben Solidarität gezeigt. Der Grundsatz lautet eigentlich, dass die Solidarität vor allen Dingen von den Stärkeren zu den Schwächeren gezeigt werden soll. Ausnahmen bestätigen die Regeln. Aber hier in der Pandemie war es so, dass ausgerechnet die Kinder und Jugendlichen die Solidarität mit der saturierten mittleren Schicht der Gesellschaft gezeigt haben. Und dass dann vor allem aus dieser mittleren Altersschicht und auch mittleren sozialen Schicht in einem Übermaß auch noch die Proteste kamen, ist entweder kurios oder undankbar oder eben pervers.

Haben Sie den Eindruck, dass diese Situation, diese Erfahrung in der Pandemie die Solidarität zwischen den Generationen verändert hat? Was hat es mit den Generationen gemacht?

Peter Dabrock: Am Anfang hat es ungeheure Solidaritätsbekundungen in einem großen Maße von sehr vielen Menschen gegeben. Das hat nochmal gezeigt: Wir haben ein unheimliches Solidaritätspotential in der Gesellschaft und das sollten wir uns nicht kaputtreden lassen. Aber es ist im Laufe der Zeit erstens zu Solidaritätsmüdigkeiten gekommen. Und dann bisweilen auch zu Wutausbrüchen, die auch bei denjenigen, die auf der schwächeren Seite standen, nochmal zu Frustrationen geführt haben. Das glaube ich, ist menschlich. Und das muss man sich und anderen auch eingestehen. Solidaritätsressourcen sind nicht unendlich. Sie müssen irgendwann auch wieder nachgeladen werden können, wie wir das von jedem Akku kennen. Wenn das nicht der Fall ist, dann läuft man irgendwann auf Grund. Das ist etwas, das in der Politik aber auch insgesamt auch in der Zivilgesellschaft ganz aufmerksam beobachtet werden muss, dass wir da nicht in einen gesellschaftlichen Burnout hineinrasen. Weil wir einfach nicht mehr können. Da müssen wir mit uns und anderen ehrlich umgehen und uns nicht mit übermäßigen Forderungen überfordern.

Ich denke, das waren angemessene Schlussworte. Vielen Dank, Herr Prof. Dabrock für das spannende Gespräch!

Peter Dabrock: Ich danke Ihnen für das interessante Gespräch.

Am Ende jeder Podcastfolge möchten wir noch einen Ausblick geben – in unserer Rubrik Noch mehr Solidarität – Neues aus Forschung und Gesellschaft. Wir stellen deshalb auch heute ein weiteres Projekt vor, das sich mit Solidarität beschäftigt.

JINGLE *Noch mehr Solidarität – Neues aus Forschung und Gesellschaft*

Sprecher: Janno Reincke

Solidarität zwischen Jung und Alt, das ist nicht erst seit der Corona-Pandemie immer wieder Thema. Vor allem bei der Klimakrise stellt sich immer wieder die Frage nach Solidarität und Generationengerechtigkeit: Sind die Lasten gleich verteilt? Und was schuldet eine Generation der nächsten? Der Philosoph und Wissenschaftler Johannes Müller-Salo hat dazu ein Buch geschrieben. In "Offene Rechnungen. Der kalte Konflikt der Generationen" beschreibt er genau diesen Konflikt. Er sagt: Die jüngere Generation wird in unserer Gesellschaft strukturell benachteiligt. Um den Generationenkonflikt zu lösen, braucht es mehr Gerechtigkeit vor allem zugunsten der Jungen. Aber wie kann man das erreichen? Johannes Müller-Salos These ist: Generationengerechtigkeit ist eine Querschnittsaufgabe über alle Politikfelder hinweg:

OT1: *Wir diskutieren noch viel zu sehr da über das Klima, dort über die Rente, hier über die Verschuldung, die Wohnungspolitik und so weiter. Wir müssen aber den Querschnitt ziehen, vernetzt denken, alle Themen miteinander in Beziehung setzen – nur so werden wir umfassende Gerechtigkeit zwischen Älteren und Jüngeren herstellen können.*

In seinem Buch versucht er, diese Verbindungen sichtbar zu machen und ein Bewusstsein für den Konflikt zu schaffen. Das ist wichtig, damit der Konflikt als ernsthafter und zielorientierter politischer Streit geführt werden kann. Durch vorschnelle Appelle an intergenerationelle Solidarität lässt sich der Konflikt nicht lösen, sagt er. Vielmehr braucht es

OT2: *... einen neuen Lastenausgleich, der durch ein großes Bündel von Maßnahmen in den unterschiedlichsten Bereichen und Politikfeldern dafür sorgt, dass die Jüngeren entlastet werden und dass die Älteren ihrer Verantwortung stärker als bisher gerecht werden. Nur so wird Generationengerechtigkeit in vollem Umfang verwirklicht.*

Johannes Müller-Salo scheut sich in seinem Buch nicht, den Finger in die Wunde zu legen: Am Ende sei es auch eine Frage des Geldes und darüber müsse ernsthaft, aber konstruktiv gestritten werden. Für diese Debatte bietet "Offene Rechnungen. Der kalte Konflikt der Generationen" eine sehr gute Grundlage. Mehr Infos zum Buch findet ihr wie immer in den Shownotes.

JINGLE

Heute haben wir über intergenerationelle Solidarität in der Pandemie gesprochen und nächstes Mal reden wir mit dem Gerontologen Prof. Dr. Francois Höpflinger von der Universität Zürich über Altersbilder, Stereotype und wie die Corona-Pandemie diese verändert hat.

JINGLE

Distanzbesuch ist ein Wissenschafts-Podcast des Instituts für Soziologie der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg und der Ethik in der Medizin der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg.

Besucht uns gerne online unter www.distanzbesuch.de.

Gefördert von der Volkswagen-Stiftung.

